Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 1

Buchbesprechung: Neue Schweizer Bücher

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die eigentlichste Aufgabe scheint mir darin zu liegen, in Zwingli das *Werden* der Gedanken darzustellen, die ein überzeitlicher Gehalt vor dem Veralten bewahrt. Die Biographie wäre mehr ins Geistig-Seelische verlegt worden, der Held hätte weniger fertige Ansichten ausgesprochen; wir hätten Denken und Empfinden nicht als geprägte Form, sondern als inneren Prozess wahrgenommen. Bei Stickelberger kann man sich des Gefühls nicht immer erwehren, dass er große Partien des Romans um schöne Zwingliworte herumkomponierte, dass er seine Intuition von Zwinglis Wesen allzu gründlich anhand der historischen Tatsachen nachprüfte und diesen oft größere Wichtigkeit einräumte, als sie verdienten. Und mancher Name wird ins Spiel gezogen, der nur als Name bedeutend wirkt, kraft der Assoziationen, die er in uns antönt; z. B. ist am Schluss noch Calvin herbemüht, in einer kleinen belanglosen Szene, die einzig davon zehrt, dass einer der Beteiligten Calvin heißt. An solchen Stellen hat die Historie als Parasit das dichterische Leben überwuchert.

(Wird fortgesetzt)

Neue Schweizer Bücher

Von Walthari Dietz

Vor mir liegen jüngste Schöpfungen schweizerischer Erzähler. Ein Buch ist ein Werk. Der es schrieb, hat gewirkt, ist irgendwie Schöpfer – will es sein. Daran soll man denken. Zu Anfang wenigstens. Man soll mit den Gestalten leben, sich von ihrem Sein einfangen lassen (das fordert schon Goethe) – vorausgesetzt, dass das Buch Leben hat.

Heinrich Trüeb schrieb eine Erzählung *Beatus Wiederkehrs Ferienreise.*[1]) Das Büchlein ist grasgrün gebunden. Wer es liest, ist überzeugt, dass diese niedliche Geschichte erlebt ist. Warum auch nicht? Das gehört fast zum guten Ton für einen angehenden Mulus, der zum erstenmal von der Mutter weg in die „weite Welt" kommt. Aber... (Sie kennen den Brief Voltaires an die dicke Madame Denis mit den vielen mais?) Eh bien. In der Terminologie der Novelle heißt das: «Die Freude kann überspannt werden, wie ein Gummiband, und dann ist's mit der Herrlichkeit zu Ende», oder aber das Gummiband übersteigt die Durchschnittserwartungen und dehnt sich bis ins Grenzenlose. Das ist sicher eigenartig. Ich für mein Teil liebe Goethes Wort von der Beschränkung... Doch wollt ihr eine harmlose „nette" Stunde, so nehmt das grasgrüne Büchlein und gehet hin in Frieden.

Emil Schibli hat einen Band Novellen veröffentlicht mit dem Titel *Unter dem Lebensbaum*[1]). Dem Inhalt

[1]) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart

[1]) Orell Füßli, Zürich.

nach bringen sie nichts Außergewöhnliches. Doch bei einer Erzählung kommt es schließlich nicht auf das Was, sondern das Wie an. Der Stil ist schlicht und einfach, wie die Psychologie. Fast etwas zu primitiv. Abgründe gibt es nicht, doch das liegt an den Stoffen. Man hat von einem « ergreifenden ethischen Ernst » gesprochen. Aber gerade die Novellen, in denen er am stärksten zum Ausdruck kommt, sind künstlerisch die wenigst wertvollen. Ich hätte sie lieber, wo Auerbach derartiges unterbrachte, in einem Kalender gesehen. Dort hätte ich sie gerne gelesen, denn so ein Kalender hat immer solch rührenden, sittlichen Ernst und die Geschichten stets eine poetische Gerechtigkeit. Sehr fein ist die Novelle « Jakob Spätzlein », die Geschichte des armen Schneidergesellen, der in der Welt herumirrt und dichtet. Er « ist kein großer Dichter geworden. Aber er sinnt in seinen tiefen Stunden an einem schönen Lied und träumt, wie Sehnsucht zu erlösen wäre ». Ist das nicht schon viel? Diese Erzählung hat auch « sittlichen Ernst », aber nicht *er* ist im Vordergrund, sondern das Lebendige, das Menschliche. « Jakob Spätzlein » hat mir ehrlich gefallen.

Felix Moeschlin hat muntere kleine Dinge herausgegeben und nennt sie *Meine Frau und ich und andere Geschichten*[1]). Über seine Frau und ihn kann man herzlich lachen. Ich dachte manchmal an die närrischen Grotesken von Hermann Harry Schmitz, den *Säugling*, an *das Buch der Katastrofen* ...Aber Moeschlin ist mir lieber. Herr Moeschlin mit dem « erlösenden Lächeln », mit dem « treuen, wachsamen und mutigen Hund »... können Sie ihn sich so vorstellen? Ich schon, obgleich ich ihn nur einmal sah. « Der geplagte Familienvater » gibt eine feinsinnige Überleitung zum zweiten Abschnitt des Buches, wo Moeschlin immer noch « erlösend » lächelt, aber ganz anders als im ersten Teil. Bereits ein wenig ironisch. Er redet da von allerhand Narren: Freiheitsnarren, Pietätsnarren und Edelsteinliebhabern. Der dritte Teil ist nicht mehr Lächeln, er ist Lachen, tolles Lachen. Der vierte erzählt eingangs « wie der Kegelklub von Spierigen bewies, dass es mit dem Untergang des Abendlandes doch noch nicht so weit her sei ».

Meinrad Lienerts zwei Erzählungen *Auf alten Scheiben*[1]) mit hübschen Illustrationen von Aug. Aeppli, sind keine Kolosse, wollen auch keine sein. Sie gleichen jenen alten Häusern aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die man nur anzuschauen braucht, um zu ahnen, was sich vor und hinter ihren Butzenscheiben zutrug. So handelt die erste von der Einnahme Glanzenbergs durch die Zürcher mit List und Schlauheit. Aber die beste Geisel, des Lütolf von Regensberg Sohn und sein Liebchen, das Roseli von Dällikon, entwischen beim Gelage im Garten des Klosters Fahr, weil sie noch schlauer sind als die Zürcher und Herzog Rudolf zusammen. Die andere Geschichte erzählt von den Getreuen, die in der Schlacht bei Marignano für den Feldhauptmann von Schwyz, den Uoli Kätzli, den sie zwei Tage zuvor noch hassten und beschimpften, eintreten, den Sterbenden vor den Feinden schützen und selber ihr Leben lassen müssen. Die Geschichte ist mit viel Liebe und Versenkung erzählt und über ihr ist wie ein guter Geist die Gestalt des Karlineli Bianchino aus dem « blauen Engel » in Mailand.

[1]) Orell Füßli, Zürich.

[1]) Huber & Co., Frauenfeld.

Es bleiben noch zwei Romane. Leo von Meyenburgs *Hagestolz*[1]) soll eine Idee ausführen. Diese « Tendenz » geht durch das ganze Buch. Es haftet ihm etwas sehr stark Verstandesmäßiges an, das auf Schritt und Tritt begegnet: in der Darstellung, den Mono- und Dialogen, in der Beschreibung. Es wird genug geben, die das Buch darum ablehnen, andre, die es begeistert lesen werden. Ich gehöre nicht zu diesen, nicht zu jenen. Mich hat es interessiert. Es hat irgendeinen Reiz, vielleicht den der Zeitgemäßheit, oder der feinen Ironie und der geistreichen Gedanken, von denen das Buch voll ist. Die Idee ist die: Was wird ein junger Mann aus adliger Familie (also Seele und Geist durch Tradition allein schon überfein), mit « herablassender Missachtung und Misstrauen » gegenüber allem Neuen und « einem Gefühl der Vereinsamung zugleich », der in seinem Vaterland, weil er sich, im Elsaß aufgewachsen, als Bilinguist fühlt, fremd ist, der sagt: « Europa ist mein Vaterland. Europa aber existiert nicht. Europa ist heute eine literarische Illusion, morgen wird es ein antiquarischer Begriff sein »... was wird dieser junge Mensch tun, der « aus grenzenloser Ambition zum Ironiker geworden ist », wenn sich zwei Frauen ihm in den Weg stellen, ihm gegenüber treten und er, um seine Ironie wissend, eines Tages Form, Gesicht, Gestalt werden will? Die Frauen: eine Pariserin, voll Anmut, Grazie, voll Überlegenheit gegenüber dem Leben, Luise, die Beglückte – und eine Deutsche, voll Tiefe und « mystischer Treue », Clarisse, die Unbegrenzte. Stefan gewinnt Clarisse, ihre Treue wird für ihn « das Erlebnis des Absoluten ». Aber er muss auf sie verzichten, denn sie ist verheiratet. Das germanische Blut herrscht vor in ihm, er lässt von Luise und wird, gleich Clarisse, wie Alexander, sein Freund es ausdrückt, « zwei Leben führen: ein irdisches, vergängliches, dem der Zufall seine Grenzen gezogen hat, und ein eigenes, dem Zufall entwischtes, ...das dem Ewigkeitswert anheimgestellt ist ». Ich gebe knappsten Umriss. Meyenburg zeichnet tief, scharf, gibt sehr gute Gedanken über Kunst im allgemeinen, heutige im besonderen. Spricht von der Zeit: Europa habe Hirn, kein Gesicht mehr. Hier berührt er sich mit Gedanken Wassermanns und mit vieler anderer. Das Buch bedeutet Bekenntnis zu Europa, zu einer Elite geistiger Aristokraten. Aber, liebt Meyenburg jenes von Stefan fast vergötterte, gewiss reizvolle 18. Jahrhundert, das er als *das* europäische Jahrhundert preist, während es doch *das* französische war, liebt er es nicht einwenig zu viel? Immerhin. Das Buch ist ein Beitrag – und zwar ein wertvoller – zur Geistesgeschichte unserer Zeit.

Alfred Fankhausers *Brüder der Flamme*[1]), seinerzeit in der Neuen Zürcher Zeitung erschienen, liegt nun in Buchform vor. Glanzmann, der Bauer vom Obermoos, ist auch ein Aristokrat, aber von härterem, gesünderem Holz, als der Stefan im « Hagestolz ». Er hat auch seine Tradition: er hat « gewaltigen Ernst und eine große, wortlose Liebe geerbt » und hat Gefühl, unendlich tiefes Gefühl. Marianne, seine Frau, ihm ebenbürtig an ursprünglicher und natürlicher Kraft, als Frau aber erdgebundener, dem Instinkt näher, versteht seinen Weg erst sehr spät. Beide schweigen gegeneinander und zwi-

[1]) Verlag Grethlein, Zürich-Leipzig.

[1]) Verlag Grethlein, Zürich-Leipzig.

schen ihre Ehe reißt sich ein tiefer Riss. Hanna, des wüsten Spenglers Frau, wird des Bauern Geliebte, voll Ehrfurcht vor dem Großen, Göttlichen, das sie fühlt, und wo sie es nicht scharf fühlt, doch ahnt, wenn sie seine ganze menschliche Größe und Tiefe auch nicht begreift. Sie ist die zarte, leise Frauenseele, schon kaum mehr von dieser Welt. Die Zeiten sind bös. Napoleonische Bedrückung, grenzenlose Dürre des Sommers. Die Bauern werden irr an Gott und den Menschen. Glanzmann steht allein da. Ein Riese. Ein Berg. Er allein weiß noch um Gott. Er nimmt sich der Brüder und Schwestern an, nicht aus Mitleid, sondern aus innerstem Muss, aus dem Glauben heraus, sie Gott näher bringen zu können. Er lebt seine Gefühle, sein inneres Gesetz. Das bringt ihn in Konflikt mit dem geschriebenen, das in Gestalt ausgetrockneter Schreiber und Junker, was ihm Glauben, Notwendigkeit ist, Schwärmerei heißt. Er muss für die Sünden anderer, die sein Wort nur missverstehen und -deuten können, büßen. Grandios ist das Ende: Der Bauer Samuel Glanzmann vom Obermoos, selbst ein Stück Natur, wird durch Naturgewalt vernichtet. Wie tanzend schritt er den Berg hinauf. Hoch oben steht er nun in der Schwefelhelle der Gewitternacht und wartet auf den Blitz, ihm Gleichnis für Gottes Liebe und Rache, für Geist und Tod. Wartet. Fleht zu Gott und der Blitz erlöst ihn ... Das Buch ist aus einem Guss. Nirgends gibt es ein Halt. Ohne Unterlass rollt die Handlung dahin, wie eine Naturgewalt, eines folgt notwendig aus dem andern. Man könnte über dieses Werk, das ein tüchtiges Werk ist, sehr viel sagen, man könnte auf tausend Einzelheiten eingehen, könnte von den mächtigen Schilderungen sichtbarer und innerer Landschaften reden... Wozu? Es ist besser, man liest das Buch und erlebt die Gefühle, die Gedanken, die Gestalten des Dichters ursprünglich mit. Denn ein Dichter ist Fankhauser.